

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 44 (1968-1969)
Heft: 9

Artikel: Arbeit als Ferienvergnügen : Leserbeiträge zu unserer Rundfrage
"Ferien nicht nach Schema F"
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079093>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Arbeit als Ferienvergnügen

Leserbeiträge zu unserer Rundfrage «Ferien nicht nach Schema F»

Viele junge Leute füllen ihre Ferien mit Arbeit. Begreiflicherweise sind es vor allem Schüler, Studenten und Lehrer. Sie arbeiten zum Teil um des Verdienstes willen, mit dem sie ein Studium, ein Hobby, eine Reise finanzieren. Oft aber arbeiten sie um geringen oder keinen Lohn im Dienste einer ideellen Aufgabe. Aus ihren Berichten spricht ein großes Maß an Anpassungs- und Begeisterungsfähigkeit: Keine Arbeit ist zu gering, keine zu anstrengend.

Man hat in letzter Zeit genug Negatives über die heutige Jugend gelesen. Es freut uns deshalb besonders, hier ein paar ihrer positivsten Vertreter zu Wort kommen zu lassen. M. L. Z.

Fußbäder und Mehlschlangen

In den letzten Sommerferien mußte ich möglichst rasch möglichst viel Geld verdienen, damit ich mein Musikstudium beginnen konnte. So meldete ich mich auf ein Inserat hin, das eine Servier-Aushilfe suchte. Ich stellte mich vor in einem netten, sauberen Gasthof an der Hauptstraße, mit Speisesaal und Gartenwirtschaft, als Familienbetrieb geführt. Am nächsten Morgen trat ich an im neuerworbenen weißen Schürzchen und wartete etwas bange auf meinen ersten Gast. Es war ein älterer Herr, der mich musterte, bis ich rot anlief, dann offenbar befriedigt nickte und einen «Kafi wie immer» bestellte. «Mit Zuckerersatz», flüsterte die Wirtin, und ich servierte meinen ersten Kaffee, mit Zuckerersatz – und Fußbad. «Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen», tröstete mich der freundliche Kunde.

Beim nächsten hatte ich weniger Glück. Als ich ihm statt dem bestellten Hellen einen Becher voll Schaum brachte, lief er rot an, verlangte ein leeres Glas und füllte es selber kunstgerecht am Hahnen. Als ich dann noch beim Herausgeben einen Einfränkler mit einem Zweifränkler verwechselte, wurde ich so angepiffen, daß mich das obligatorische Abschiedslächeln sauer ankam.

Gegen Abend füllte sich das Lokal, und bei Feierabend wußte ich nicht,

waren meine Beine müder von den vielen Kilometern, die ich zurückgelegt hatte zwischen Buffet und Gastischen oder mein Kopf von der Anstrengung, keine Bestellungen zu verwechseln und keine Rechnungsfehler zu machen.

Ein übler Fehler unterlief mir dann am nächsten Tag, als ich meine erste Mahlzeit servierte, und zwar geriet ich ausgerechnet an eine Familie französischer Touristen, die ein mehrgängiges Menu bestellten. Ich glänzte mit meinen Französischkenntnissen, die mir aber nicht weiterhalfen, als es galt, Spaghetti zu servieren. Erst französisch-schweizerischer Zusammenarbeit gelang es, die glitschigen Mehlschlangen zu bändigen. Dann stellte sich heraus, daß die Gäste nur französisches Geld bei sich hatten. Sie schienen aber den Kurs zu kennen, und ich akzeptierte naiverweise die Note. Als ich sie später wechselte, mußte ich aus eigenem Sack fünfzig Franken drauflegen!

Zum Glück gab es die Küche als Zufluchtsstätte, wo man sich vor mitfühlenden Zuhörern über erlittenes Ungemach empören und über lustige Erlebnisse zusammen lachen konnte. Und als die fünf Wochen vorbei waren, hatte ich nicht nur neue Kenntnisse und Respekt vor der Arbeit im Gastgewerbe erworben, sondern auch genug Geld, um mein Studium beginnen zu können. * * *

Mit Pickel und Schaufel

Mit sechzehn Jahren war ich zum erstenmal in einem freiwilligen Arbeitslager des internationalen Zivildienstes. Als Gruppe von zwanzig Burschen und Mädchen aus acht Ländern renovierten wir eine Waadtländer Jugendherberge. Das freie Zusammenarbeiten mit all den verschiedenen Leuten paßte mir so gut, daß ich seither noch an verschiedenen Frühlings-, Sommer- und Herbstlagern im In- und Ausland teilgenommen habe.

Am besten gefiel mir das Lager in Lienz im St. Galler Rheintal, wo wir nach einer Überschwemmung den Wald räumen halfen. In kurzer Zeit

entstand zwischen den fünfzehn Teilnehmern mit ihren verschiedenen Nationalitäten, Sprachen und Weltanschauungen eine echte Gemeinschaft. Der Leiter, ein junger bärtiger Westschweizer, ließ uns möglichst viel Freiheit. Das Kochen übernahmen Burschen und Mädchen gemeinsam.

Obwohl wir jeden Tag acht Stunden mit Pickel und Schaufel arbeiteten, blieb uns am Abend genug Energie zum Singen, Spielen und Diskutieren. Die Engländer und Amerikaner lehrten uns folk-songs, ein Italiener erheiterte uns mit seinen in drolligem Französisch erzählten Geschichten. Am meisten beeindruckte mich ein Inder, der immer zuletzt ins Bett ging und zuerst wieder aufstand und noch in der größten Hitze seinen Arbeits-eifer und die gute Laune behielt.

Von einem Lager zum andern ändert sich die Aufgabe und die Art der Gemeinschaft. Gleich bleibt die Gewißheit, etwas Nützliches und Notwendiges zu leisten und die Befriedigung an körperlich anstrengenden, geistig anregenden Ferien. * * *

Interessenten melden sich beim Internationalen Zivildienst, Gartenhofstrasse 7, Zürich, Telefon 051 25 97 05

Tüpfli, Murkli, Zwirbel, Suri, Ganggli und Schnägg

Ein Anschlag am schwarzen Brett der Uni suchte Helfer für ein Sommerlager der «Pfadfinder Trotz Allem». Etwas zaghaft meldete ich mich, da ich vom Pfadfinderleben keine Ahnung hatte. Ich wurde aber freundlich aufgenommen und in meine Aufgabe als Hilfsführerin einer Wolfsgruppe eingeführt.

Als ich am ersten Lagertag die dreißig Kinder aus dem Car steigen sah, erschrak ich: Sie kamen in Rollstühlen und an Krücken, die meisten schwerinvalid, einige offensichtlich geistig behindert. Zum Glück blieb mir gar keine Zeit, darüber nachzudenken, ob ich wohl dieser Aufgabe gewachsen sei; ich mußte die sechs Buben in Empfang nehmen, die mir für die nächsten zehn Tage anvertraut waren.

Ich lernte sie recht gut kennen in dieser Zeit. Da war «Tüpfli», der Übersensible, Nervöse, der mein bester Helfer wurde – «Murrli», der Schwierige, der sich nirgends einfügen konnte – «Zwirbel», der Anhängliche, der jeden Tag verbissen übte, seine Schuhe selber zu binden, bis es ihm endlich gelang – «Suri», der Wortkarge, Teilnahmslose, der dann plötzlich strahlte, wenn er ein Tier streicheln durfte – «Ganggli», der Ausreiber, den wir fast jeden Tag suchen mußten – und «Schnägg», der selten verstand, was man von ihm erwartete, und der es bis zum Schluß doch begriff, daß er mit Essen warten mußte, bis alle bedient waren.

Ich merkte bald, daß diese Ferien für mich nicht zum Ausruhen da waren. Wir setzten uns als Ziel, diesen benachteiligten Kindern jeden Tag ein Erlebnis zu bieten, und das erforderte viel Vorbereitung. Dafür waren die meisten meiner Buben überaus dankbar: «Erlebnis» bedeutete ein Besuch im Kuhstall, wo man mit einem Kälbchen Freundschaft schließen konnte, Erlebnis waren eine spannende Geschichte, ein neues Spiel. An einem Wandbehang, der einen Bauernhof zeigen sollte, arbeiteten die Buben so begeistert, daß sie jauchzten, wenn ihnen Regenwolken Hausarrest verhießen.

Natürlich gab es nicht nur Erfreuliches. Viele unserer Schützlinge hatten Mühe, sich in eine Gemeinschaft einzufügen, viele waren von zu Hause aus verwöhnt und nur schwer an eine minimale Disziplin zu gewöhnen. Die Begeisterung und Anhänglichkeit meiner Wölfe vergalt mir aber meine beträchtliche körperliche und geistige Anstrengung vielfach. Ich habe mich für das diesjährige Sommerlager wieder angemeldet. * * *

Auskunft über Organisation und Veranstaltungen der «Pfadfinder Trotz Allem» erteilt Dr. med. Leonhard Schulthess, Freiestrasse 84, Zürich, Telefon 051 34 72 72.

Im Kibbuz Nachal-Oz

Was verlockte mich, in einem israelischen Kibbuzim zu arbeiten? Es war

vor allem die Neugier auf eine andere Gesellschaftsordnung, in der es kein Privateigentum gibt, in der die Kinder kollektiv erzogen werden, in der man versucht, sozialistische Utopien zu verwirklichen, die ein Gegenmodell zu unserer Gesellschaft sein könnten. Dazu kam die Abenteuerlust, die verlockende Aussicht, kostenlos in einem fernen Land an der Sonne zu leben.

Ich arbeitete während vier Frühlingswochen im Kibbuz Nachal-Oz beim Gazastreifen – pflückte Orangen, spritzte Bäume, fütterte Kühe. Die strenge körperliche Arbeit in der Hitze war sicher kein reines Vergnügen. Doch wurde sie für uns Europäer auf etwa sechs Stunden täglich beschränkt, von Sonnenaufgang bis Mittag. Der Nachmittag blieb frei zum Faulenzen, Schwimmen (die meisten Kibbuzim haben ein eigenes Schwimmbad) oder für eine Busfahrt in die nächste Stadt. Von der Arbeit braucht sich übrigens auch das zarteste Mädchen nicht abschrecken zu lassen: In einem Kibbuz wird jeder nach seinen Fähigkeiten eingesetzt, und es gibt neben der Feldarbeit viele andere Beschäftigungsmöglichkeiten im Kuh- und Hühnerstall, in Küche und Garten.

Der Spätnachmittag und Abend gehören dem gesellschaftlichen und kulturellen Leben. Die gemeinsame Arbeit vermittelt Freundschaften, oft werden die Gäste Kibbuz-Familien zugeteilt. Nachal-Oz ist ein junges Kibbuz, kaum einer seiner Einwohner ist mehr als 35 Jahre alt. Die Bücher in den kleinen Wohnungen und das Niveau der Gespräche lassen den Gast merken, daß hier die körperliche Arbeit die Grundlage bedeutet für ein reiches geistiges Leben.

Der Samstag ist arbeitsfrei, verlockend zu Ausflügen, doch die Busse fahren nicht. Wer will, kann aber am Schabbat arbeiten und dafür einen andern Wochentag freimachen. Für Gruppen organisiert das Kibbuz Tagesausflüge mit Lastwagen. Gruppen, die drei Monate arbeiten, bekommen eine zehntägige Tour durch das Land geschenkt. Das Kibbuz organisiert

auch Vorträge, Seminare, Sprachkurse.

Deutsch ist immer noch eine heimliche Hauptsprache des Landes, daneben verständigt man sich in Englisch. Der arbeitende Gast bekommt keinen Lohn, dafür alles, was er zum Leben braucht, inklusive Seife, Süßigkeiten, Zigaretten. Mindestarbeitszeit sind zwei Wochen. Man kann auch in einem Kollektivdorf, einem Moshav, arbeiten, in dem jede Familie ihr eigenes Stück Land bewirtschaftet. Dort wohnt man bei einer Familie und bekommt dadurch noch engeren Kontakt. Hier wie im Kibbuz kann der Gast erleben, welche Glückchance in dieser Art von Leben liegt.

Alle nötigen Auskünfte für individuell Reisende wie für Gruppen erteilt das Israelische Verkehrsbüro, Talacker 50, Zürich, Tel. 051 25 23 23.

Bei den Camp Fire Girls

Letzten Sommer arbeitete ich während zehn Wochen als «counselor», als Gruppenleiterin, in einem Lager amerikanischer Camp Fire Girls, einer Art Pfadfinderinnen. Es lag in Massachusetts an einem herrlichen See. Die ersten zwei Wochen waren die counselors in einer amerikanischen Familie untergebracht. Durch die Teilnahme am Familienleben, durch Ausflüge und Gespräche bekam ich einen Eindruck von Land und Leuten.

Dann wohnten wir zusammen mit den etwa 180 Mädchen in kleinen Hütten im Wald. Sie wurden wahlweise in Pfadtechnik, Naturkunde, Basteln, Theaterspielen, Ballett, Tennis, Schwimmen, Rudern und Canoe fahren unterrichtet. Die counselors wurden je nach ihren Fähigkeiten als Lehrer eingesetzt. Ich hatte jeden Morgen eine Stunde Training beim Lagerchef und unterrichtete darauf Gruppen von zehn Mädchen im Schwimmen, Rudern und Canoe fahren. Am Abend hatten wir die Verantwortung für das halbe Dutzend Mädchen unserer Hütte. So waren wir den ganzen Tag voll eingespannt und hatten für uns selber kaum Zeit.

Die Arbeit war aber dank dem guten Kontakt mit den andern counse-

Antworten auf Ferienrundfragen

lors und mit unseren Schützlingen sehr interessant. Die Mädchen kamen aus allen sozialen Schichten und wechselten alle zwei Wochen. Jedesmal waren etwa vierzig Negermädchen aus den ärmsten Negervierteln Bostons miteingeladen, die ohne jede Schwierigkeit mit den weißen Teilnehmerinnen zusammenlebten.

Nach dem Camp unternahmen die europäischen counselors zusammen eine dreiwöchige Reise durch die Ost-Staaten mit längeren Aufenthalten in Washington und New York. Bei den Familienaufenthalten entstanden wieder zahlreiche Freundschaften. Die Überfahrt erfolgte auf einem Studentenschiff. So habe ich in den vier Monaten unglaublich viel gesehen und erlebt. Die Kosten der Reise betragen nach Abzug des Lohnes für die Lagerarbeit etwa Fr. 1000.—. * * *

Auskünfte erteilt der Schweizerische Studentenreisedienst, Leonhardstrasse 19, Zürich, Telefon 051 47 30 00.

Als Spitalgehilfin in der «Insel»

Vor einem Jahr arbeitete ich zum erstenmal als Spitalgehilfin im Berner Inselspital. Schon am ersten Tag werde ich mitten in den Betrieb der Abteilung geführt. Ich stehe vor neuen Gesichtern und Namen, neuartigen Arbeiten und einer Menge unbekannter Gegenstände. Die Spitalgehilfin, die ich ablösen werde, zeigt mir meine Arbeit. Da ich auswärts wohne, kann ich auch ihr Bett in einem hübschen Zweier-Zimmer im Schwesternhaus übernehmen. Ich schlüpfte frühzeitig hinein, denn am nächsten Tag beginnt um sieben Uhr meine Arbeit:

Zuerst helfe ich einer Schwester betten, dann verteile ich die Tablettts mit dem Morgenessen und sammle sie später wieder ein. Dann ziehe ich mit meinem Putzwagen herum, staube ab und reinige Lavabos. Um neun Uhr bringe ich Blut- und Urinproben in die Steri. Schnell trage ich noch die Blumen, die über Nacht im Korridor waren, in den Saal. Dann ist es Zeit, Tee für die Patienten zu bereiten und zu verteilen und anschließend die Gläser wieder einzusammeln. Nachher

putze ich Bett, Nachttisch und Kleiderschrank eines entlassenen Patienten, begleite einen andern zur Untersuchung, helfe der Schwester einen Schwerkranken umbetten. Nachdem ich die Mittagessen verteilt und die Tablettts wieder eingesammelt habe, kann ich selber zum Essen gehen und habe anschließend zwei Stunden frei.

Um drei Uhr verteile ich den Patienten Tee, später wird gebettet. Als ich noch den Röhrschrank aufgeräumt habe, zeigt mir eine Schwester, was ich tun kann, wenn alle meine Arbeit beendet ist: Zellstoff falten, Wattestäbchen drehen, Tupfer fabrizieren. Dann hole ich die Blumen aus den Zimmern und bringe sie in Ordnung und richte anschließend den Boy für das Abendessen. Wenn dieses abgeräumt ist, lege ich das Waschzeug bereit für den nächsten Tag. Um halb sieben gehe ich zum Essen, dann bringe

ich noch Spritzen in die Steri, hole Henniez für die Patienten, helfe der Schwester, einen Patienten für die Nacht umlagern und dann ist acht Uhr, Feierabend.

Als ich nach dem ersten Arbeitstag ins Bett sank, fragte ich mich, ob ich das wohl durchstehen würde. Nach ein paar Tagen aber hatte ich mich an das viele Herumlaufen gewöhnt und begann meine Patienten zu kennen. Es war dieser Kontakt mit kranken Menschen, der für mich den Wert meiner Arbeit ausmachte. Ich hatte endlich einmal das Gefühl, gebraucht zu werden, nützlich zu sein, von der Schulbank wegzukommen und in eine andere Welt hineinzusehen. * * *

Interessentinnen melden sich bei Schwester Jacqueline Vaccari, Leiterin der Abteilung Spitalgehilfinen, Friedbühlstrasse 53, Bern. Mindestalter: 16 Jahren. Mindestverpflichtung: 3 Wochen. Barlohn pro Monat: Fr. 375.—.

Nägelkauen?

Bite-X hilft unschädlich, einfach, unsichtbar

Nägelkauen ist nicht nur eine üble Angewohnheit. Abgebissene Fingernägel sind ein hässlicher Anblick. Bite-X wird — wie ein Nagellack — aber unsichtbar auf die Fingernägel aufgetragen. Es trocknet sofort, macht die Nägel nicht brüchig und fällt absolut nicht auf. Aber sobald der Finger unbewusst und gewohnheitsmässig zum Mund geführt wird, erinnert Bite-X sofort daran, dass Nägelkauen und Fingerlutschen unerwünscht ist. Dank Bite-X wachsen Fingernägel wieder natürlich lang, die Hände erhalten ein gepflegtes Aussehen. Fr. 3.30 in Apotheken und Drogerien.

BITE — X gegen
Nägelkauen



B. Bradfield

A pocket History of Switzerland

With Historical Outline and Guide.
Fr. 4.90

Eine anregende Darstellung der Schweizergeschichte
von den Anfängen bis zur Gegenwart, auf englisch.

Schweizer Spiegel Verlag